

Artikel

Rolf Zerfaß Seelsorge als Gastfreundschaft

Auf der Suche nach einem integrativen Modell seelsorglichen Handelns entdeckt Zerfaß neu die Gastfreundschaft als Grundform christlicher und insbesondere auch seelsorgerlicher Existenz. Der Autor reflektiert diese Gastfreundschaft, indem er Antwort auf folgende Fragen sucht: Wie paßt Gastfreundschaft in unsere heutige Welt? Wie steht sie in der christlichen Überlieferung? Wieviel Inspiration und Orientierung vermag sie dem seelsorglichen Alltag zu geben? — Diese Überlegungen korrespondieren mit dem nachfolgenden Artikel von Schilling: Solche „Seelsorge“ ist wirklich zentrale Aufgabe aller in der Pastoral Tätigen. red

Warum neuerliches Nachdenken über „Seelsorge“?

Es gibt eine Reihe von Gründen, sich neu darüber Gedanken zu machen, was heute Seelsorge sein könnte; dahin gehören die neuen Erfahrungen mit Seelsorge im säkularen Milieu (etwa einer modernen Universitätsklinik), die Übernahme von Laien in den pastoralen Dienst und auch der fundamentale Wandel, nicht der Kirche, aber des Kirchenbildes in der Perspektive der Gläubigen¹. Diese Erfahrungen nötigen nicht nur zu neuen Seelsorgsmethoden, sondern lassen auch nach neuen Leitbildern, nach einer neuen Spiritualität, einem neuen, integrativen Modell von Seelsorge fragen, das der konkreten Situation der Kirche in unserer Gesellschaft Rechnung trägt, aber zugleich biblisch begründet ist und bis in die Alltagserfahrungen der Seelsorger hinein Orientierung zu geben vermag.

Mir scheint im alten Motiv der Gastfreundschaft ein solches integratives Modell seelsorglichen Handelns gegeben, vorausgesetzt, es gelingt uns, wieder zu entdecken, was Gastfreundschaft meint². Wir wissen nämlich nicht mehr, was Gastfreundschaft ist, nachdem wir die Kultur des Umgangs mit dem Fremden aus vielerlei Gründen verloren haben.

Ich selber habe die Gastfreundschaft auf einer Fahrt

¹ Vgl. dazu auf dem Hintergrund der Synodenumfragen F. X. Kaufmann, Kirche begreifen, Freiburg 1979; L. Bertsch — F. Schlösser (Hrsg.), Kirchliche und nichtkirchliche Religiosität, Freiburg 1978.

² Gutes Gespür für das pastorale Gewicht dieses Themas gerade in einer Diasporasituation verrät das Katholische Hausbuch des St. Benno-Verlags: „Gäste Gottes und der Menschen“. Ein Buch von der Gastfreundschaft, Leipzig 1978. Die Rolle der Gastfreundschaft für eine Gemeinde wird sichtbar bei H.-M. Schulz, Ein Jahr in Gottes Werkstatt, Mainz 1978. Ich verdanke wichtige Anstöße H. J. M. Nouwen, Reaching Out, New York 1975; das Buch ist bisher unübersetzt, deshalb erscheint die Wiedergabe ganzer Gedankenzüge Nouwens gerechtfertigt.

in die Bretagne wieder entdeckt, als wir spät abends in St. Maur, einem Kloster am Unterlauf der Loire, ankamen, das inzwischen als Familienerholungsstätte dient. Wir waren zwar brieflich angemeldet, hatten uns aber sehr verspätet — und saßen doch schon eine halbe Stunde später am Ende eines der langen Tische im Refektorium vor der aufgewärmten Abendmahlzeit mit sämtlichen Vor- und Nachspeisen. Das Nachtlager war denkbar einfach unter dem alten, eichenen Dachgebälk des ausgebauten Klosterspeichers, und der Sonnenaufgang über den Nebeln der Loire war unvergeßlich schön; da fand ich am Eingang eine Begrüßungstafel, die mir das Geheimnis dieser kleinen Insel der Menschlichkeit lüftete:

Die Gastfreundschaft
der Communität von
St. Maur

*Du kommst jetzt zu uns herein — sei willkommen.
Die Communität von St. Maur freut sich, dir eine Rast
auf deiner Reise anbieten zu können.
Gib dich aber nicht damit zufrieden,
von uns zu profitieren,
die hier in der Abtei zusammen sind.
Laß uns auch profitieren von dem, was du lebst, was du
weißt und was du hoffst.
Schenke uns die Gemeinschaft mit dir als Gegengabe für
dein Zusammensein mit uns.
Daß unser Zusammentreffen an diesem Ort dazu führt,
miteinander zu sprechen und miteinander zu teilen —
das wünschen wir und nichts anderes.
Die Abtei von St. Maur wird das sein,
was wir hier gemeinsam tun.*

Gastfreundschaft hat sehr wenig mit aufwendigem Service für den anderen zu tun — ob er vergütet wird oder nicht, kann einmal beiseite bleiben —, aber hat viel zu tun mit Freundschaft, d. h. mit Partnerschaft, mit Teilen, Geben und Nehmen. Der Fremde wird hier nicht als Kunde angesprochen, sondern als Mensch, der etwas sehr Kostbares mitgebracht hat: sich selbst. Er wird nicht zum Konsumenten herabgewürdigt, sondern auf seinen Teil Verantwortung dafür aufmerksam gemacht, daß die Tage, die er hier mit seinen Gastgebern verbringt, für beide erfüllte Tage sind.

Solche Gastfreundschaft — denke ich — könnte ein Modell von Seelsorge sein, weil hier ein Milieu entsteht, das mit Erlösung zu tun hat. Was müßte es Menschen guttun, in unseren Gemeinden auf ein solches Milieu zu treffen! Und dürfen sie das eigentlich nicht erwarten?

Seelsorge von der Gastfreundschaft her zu verstehen erfordert also zunächst, neu zu lernen, was Gastfreundschaft eigentlich ist. Ich bin mir dieser Schwierigkeit bewußt, aber ich nehme sie nicht nur in Kauf, sondern halte sie

für eine sehr gesunde Schwierigkeit. Denn wir werden ein neues, unserer gesellschaftlichen Situation angemessenes Modell pastoralen Handelns nur entwickeln können, wenn wir uns gleichzeitig (oder sogar zuvor) darüber Gedanken machen, was Christ-Sein in dieser unserer Welt bedeutet, wenn wir also nicht länger fälschlich davon ausgehen, es sei doch klar, was unter christlichem Handeln heute zu verstehen sei³.

1. Humane Perspektive

Eine Welt der „Fremden“

1. Seelsorge als Gastfreundschaft verstanden, nimmt unsere heutige Welt, die Ängste und die Hoffnungen der Menschen ernst, um sich gerade so allen Menschen guten Willens zu öffnen.

Indem wir „Gastfreundschaft“ als Leitmotiv heutiger Seelsorge wählen, gehen wir davon aus und wollen wir im Bewußtsein halten, daß unsere Welt eine Welt der Fremden ist, eine Welt von Menschen, die unterwegs sind, geschäftlich oder im Rahmen ihrer Ausbildung, als Touristen, Soldaten, Gastarbeiter, Flüchtlinge oder Auswanderer. Jedenfalls aktuell abgetrennt von ihrer Heimat, ihrem kulturellen, sozialen Hinterland, von ihren Familien und Freunden, damit aber auch abgetrennt von ihrer Biographie, ihrer eigenen Vorgeschichte und so auch von ihrem Gott⁴. Wir leben in einer Welt der Fremden, denn das Elend des modernen Menschen ist in weitem Umfang eine Folge der horizontalen und vertikalen Mobilität in unserer Gesellschaft, einer Mobilität, die wir uns nicht aussuchen können, sondern die ihrerseits Ausdruck des umfassenden sozialen Wandels ist.

Anwachsen von Feindseligkeit und Mißtrauen

Darüber ist gewiß auf der einen Seite die Toleranz für einander gewachsen, aber auch die Feindseligkeit, das Mißtrauen, die Vorsicht. Wir müssen immer mehr Geld und Personal einsetzen zum Schutz unseres Eigentums, unserer Politiker, unserer Flughäfen; die „innere Sicherheit“ wird zu einem politischen Thema erster Ordnung. Aber auch auf der Mikroebene von Klassenzimmern und Lehrwerkstätten wächst mit dem Konkurrenzdruck die Feindseligkeit; das Gespenst der Arbeitslosigkeit treibt mittlerweile auch die Seminarteilnehmer an der Universität dazu, sich gegenseitig zu blockieren und um das Ziel gemeinsamer Arbeit zu bringen. Die großen hochschulpolitischen Reformvorstellungen vom herrschaftsfreien Diskurs und vom teilnehmerorientierten Lernen brechen

³ Vgl. N. Mette, Praktische Theologie als Handlungswissenschaft, in: *Diakonia* 10 (1979) 190—203.

⁴ *Nouwen* 46. — Wir machen uns ja viel zu wenig klar, wie wenig wir gewissermaßen aus dem Stand heraus an Gott denken, sondern in der Form der Erinnerung, der Fortschreibung unserer von Kind an religiös geprägten Biographie.

Uralte Angst

in dieser Atmosphäre der Feindseligkeit lautlos zusammen: Der Mensch ist des Menschen Feind.

Es ist hilfreich, sich klarzumachen, daß hier eine uralte Angst aufbricht. In allen alten Kulturen ist der Fremde zuerst einmal der Feind, der von außen her plötzlich im überschaubaren Kosmos des eigenen Lebensraumes auftaucht und diesen Kosmos schon dadurch in Frage stellt, daß er anders ist als „wir“: anders gekleidet, einer anderen Sprache mächtig, anderen Göttern untertan. Ganz frühe Kulturen vernichten darum den Fremden schonungslos, und noch im Lateinischen meint das Wort *hostis* zugleich den Fremden und den Feind. Auf diesem Hintergrund wird deutlich, daß die antike und biblische Gastfreundschaft keinesfalls dem naturwüchsigen Edelmut der sogenannten unverdorbenen Naturvölker entspringt, sondern bereits eine Kultur des Umgangs mit dem Fremden darstellt, eine Sitte, die die eigenen Aggressionen gegenüber dem Fremden bändigt und kanalisiert. Tiefenpsychologisch muß man sagen: Weil der Fremde Vernichtungswünsche weckt, ist er tabu, steht er unter dem Schutz der Götter. Darum entwickeln diese Kulturen ein Gastrecht; so kommt es dazu, daß bei den Griechen *xenos* zugleich den Fremden und den Gast bezeichnet. Diese neue kulturelle Stufe des Umgangs mit dem Fremden setzt die Erfahrung voraus, daß es nützlicher sein kann, den Fremden nicht zu töten, sondern von ihm zu profitieren, indem man z. B. Informationen, Waren und Schwiegertöchter austauscht.

Humanisierung durch Gastlichkeit: am Beispiel Abrahams

Wo sich solche Gastlichkeit ausbildet, setzt sie dann auch kostbare menschliche Züge frei: Wie Abraham (in Gen 18, 1—10a) die drei Fremden herbeikomplimentiert, ihre erschöpften Füße umsorgt, im Zelt verschwindet, um die alte Sarah auf Trab zu bringen, schließlich in der Manier des vollendeten Gastgebers mit Kalbfleisch, Sauermilch und frischer Milch die Fremden bewirtet, die sich unter dem Baum gütlich tun — das ist vollendet Gastronomie und zugleich eine prächtige Mischung von Neugier, Verhandlungstaktik, Freude am Leben und Zeit zum Leben. Ein solcher Text macht schlagartig sichtbar, wieviel Menschlichkeit wir alle eingebüßt haben, seit wir in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft darauf verfallen sind, das Problem der Fremden durch professionelle Gastgeber zu lösen: durch Hoteliers und Herbergsväter für jedes Anspruchsniveau, bis hinunter zum Sozialarbeiter, der das städtische Fremdenasyl betreut. Schlecht ist diese Entwicklung nicht deshalb, weil die Professionellen des Fremdenverkehrs ihre Sache schlecht machten, sondern

weil die professionelle Gastfreundschaft gewissermaßen ihren Mutterboden eingebüßt hat: die Kultur des Umgangs mit dem Fremden als ein Stück Lebenskunst im Alltag.

Gastfreundschaft
„ohne Hinter-
gedanken“ als
menschensfreundlicher
Umgangsstil

Gastfreundschaft als Haltung von Christen, Gemeinden und Seelsorgern versteht sich darum als guttuende, heilende Alternative zum üblichen Umgangsstil unserer Gesellschaft. Sie geht davon aus, daß den Menschen in dieser hektischen Welt nichts so gut tut wie ein Platz, an dem sie verschnaufen, Atem holen, das Visier hochklappen, die Waffen ablegen können, weil sie spüren: hier muß ich nicht schon wieder etwas „bringen“, hier darf ich mich gehenlassen, ohne Angst haben zu müssen, daß mir dies zum Nachteil gerät.

Wo Seelsorge sich als Gastfreundschaft versteht, wird sie plausibel als Geste der Menschenfreundlichkeit, als Versuch der Rettung des Menschen, als Angebot der Erlösung. Wo eine Kirche begreift, daß die sogenannten Fernstehenden — Kardinal Höffner hat dafür jetzt den treffenden Ausdruck „die Kirchenfremden“ geprägt⁵ — Teil einer Welt der Fremden sind und deshalb den Normalfall und nicht die Ausnahme darstellen, könnte eine Gastfreundschaft „ohne Hintergedanken“ (2 Kor 4,6) ein erster Schritt aufeinander zu sein. Gastfreundschaft, wie ich sie in der Kommunität von St. Maur erlebt habe, könnte unsere Gemeinden wieder zu einem „Brief Christi“ machen, „erkannt und gelesen von allen Menschen, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem lebendigen Geist Gottes, geschrieben nicht auf Tafeln aus Stein, sondern auf Tafeln aus Fleisch“ (2 Kor 3,3). Ich denke aber, Seelsorge muß in diesem Sinne allgemein verständlich, mit dem Lebensgefühl der Menschen vermittelbar sein, wenn wirklich das Heil der Menschen das oberste Gesetz der Seelsorge ist. Gastfreundliche Seelsorge verzichtet darauf, sich durch Rekurs auf Mysterien zu legitimieren; sie benennt die Maßstäbe, an der man sie messen kann. Sie entzieht sich nicht schlau der Kritik der gesellschaftlichen Öffentlichkeit oder der einschlägigen Humanwissenschaften. Sie setzt sich dieser Kritik aus und hält ihr stand.

Auf der anderen Seite legitimiert sie sich aber auch nicht von der Gesellschaft und den Gesellschaftswissenschaften her, sondern gründet tief in der biblischen und christlichen Überlieferung⁶.

⁵ J. Höffner, Pastoral der Kirchenfremden, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1979.

⁶ Vgl. dazu E. v. Severus, Fremde beherbergen, Heidelberg 1947; H. Rusche, Gastfreundschaft in der Verkündigung des NT und ihr Verhältnis zur Mission, Münster 1958; E. Neuhausler, Art. Gast-

2. Theologische Perspektive

2. Seelsorge, als Gastfreundschaft verstanden, ist tief in der christlichen Tradition verwurzelt und bindet die Tätigkeit des professionellen Seelsorgers zurück an die Grundstruktur christlichen Handelns.

Wenn wir unsere Überlieferung zurückfragen, begegnet uns Gastfreundschaft in der Reihe der „sieben Werke der leiblichen Barmherzigkeit“ (im Anschluß an Mt 25 und Tob 1,17 formuliert). Aber solche katechetische Systematisierungen sind meist bereits ein Symptom dafür, daß der ursprüngliche Sitz im Leben in Vergessenheit geraten ist. Dieser soziale Kontext wird erst sichtbar, wenn wir uns zwei Zeugnissen der neutestamentlichen Gemeindekatechese zuwenden.

Gastfreundschaft als „alternativer Lebensstil“ (Röm 12,13)

In Röm 12,13 erscheint die Gastfreundschaft als Ausdruck jenes alternativen Lebensstils, den die Christen in der Kraft des Geistes entwickeln: „Und richtet euch nicht nach dieser Welt, sondern wandelt euch um durch die Erneuerung des Sinnes, um durch Erfahrung zu lernen, was der Wille Gottes ist: das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene. Nehmt euch der Bedürfnisse der Heiligen an; pflegt die Gastfreundschaft! Segnet, die euch verfolgen, segnet und fluchet nicht!“ (Röm 12,2 . 13 f). Die Gastfreundschaft der frühen Gemeinden ist nicht eine private Übung der Werke der Barmherzigkeit, sondern ein Stück des neuen Milieus, das entsteht, wo die Gottesherrschaft Platz greift. Sie ist eines der Merkmale, an denen die Kirche Christi erkennbar ist: einig, heilig, katholisch, apostolisch und gastfreundlich. Die frühe Kirche ist ja eine „Kirche in den Häusern“; ohne die Gastfreundschaft ungezählter einzelner Christen und früher Christengemeinden ist die Ausbreitung des Glaubens in den ersten Jahrhunderten überhaupt nicht denkbar. Auf der praktizierten Gastfreundschaft, die dazu führt, daß die ersten Stadtgemeinden auch zu den ersten Organisatoren von Hospizien und Volksküchen werden, beruht ein Stück der Faszination des Christentums in der antiken Welt. Diese Gastfreundschaft ist riskant; es gibt ja noch keine Personalausweise und keine Polizeikontrollen. Sie wird gewagt, weil die frühen Christengemeinden selber sich als Fremde fühlen, als Beisassen, die außerhalb des Schutzes stehen, den Bürgerrechte zu gewähren vermögen; denn ihr Bürgerrecht ist „in den Himmeln“, und von dort erwarten sie auch „als Heiland den Herrn Jesus Christus“ (Phil 3,20). Diese Gastfreundschaft ist also Ausdruck einer eschatologischen Frömmigkeit, d. h. Praxis

Ausdruck einer eschatologischen Frömmigkeit

freundschaft, in: LThK IV (1960) 526 f; M. Puzicha, Gastfreundschaft in der Benediktusregel, Diss. Münster 1979.

einer Kirche, die davon überzeugt ist, hier „keine bleibende Stätte“ zu haben (Hebr 13,14), die sich im Rückgriff auf das Alte Testament neuerlich als wanderndes Volk Gottes begreift und deshalb auch ein Stück der alttestamentlichen Kultur des Umgangs mit dem Fremden in die eigene Gemeindeethik aufnimmt: „Achtet auf den Fremden, der unter euch lebt. Ihr wißt doch, wie es dem Fremden zu Mute ist. Ihr wart doch selber Fremdling in Ägypten“ (Ex 23,9).

Weiterführung
alttestamentlicher
Erfahrungen
(Hebr 13,1)

Auf diese alttestamentlichen Erfahrungen greift auch Hebr 13,1 zurück und macht damit ebenfalls deutlich, wie wenig biblische Gastfreundschaft auf ein Werk der Barmherzigkeit reduzierbar ist: „Vergeßt nicht die Gastfreundschaft; durch sie haben manche Engel beherbergt und wußten es nicht.“ Gastfreundschaft ist nicht ein Mittel, heilig zu werden, sondern dem Heiligen zu begegnen. „Bei der Eiche Mamres, während er am Eingang seines Zeltes saß, als der Tag am heißesten war“ (Gen 18,1), ist es ja Jahwe selbst, der dem Abraham erscheint. Über der Gastfreundschaft, die er drei Fremden erweist, empfängt er die ersehnte Verheißung: die alte Sarah erhält die Zusage, übers Jahr den Sohn zu gebären, auf den Abraham ein Leben lang gewartet hat. So erfüllt sich in der Abraham-Erzählung, wovon viele Mythen zu erzählen wissen: im Fremden begegnet uns Gott. Auf diesem Hintergrund sagt Jesus: „Ich war fremd und ihr habt mich beherbergt“ (Mt 25,36). Weil der Fremde, der auf mich zukommt, ein geheimnistiefer Abgrund ist, abgründig wie Gott selbst und sein Ebenbild — ist er ein möglicher Ort der Offenbarung Gottes. Hier, im Respekt vor der Andersartigkeit des anderen, kann ich „durch Erfahrung lernen“, wer Gott ist und was er von mir will, und so gerate ich selbst in jenen Prozeß der Veränderung, der meinen „Sinn erneuert“ (Röm 12,13).

Im Fremden
Gott begegnen

Das Motiv der
Herbergssuche . . .

Ob nicht darin der Grund zu suchen ist, warum aus dem Gesamt der Weihnachtsgeschichte kein Detail einen so breiten Widerhall in der Frömmigkeit des Volkes gefunden hat, wie das Motiv der Herbergssuche? Was anders als die Sorge, noch einmal Gott im Fremden verfehlen zu können, steht hinter dem alten Brauch der Eifelbauern, während der Heiligen Nacht müsse ein Licht im Hause brennen und eine Tür die ganze Nacht über offenbleiben?

. . . und der Erzählung
vom Weg nach
Emmaus

Gleiches gilt in anderer Weise für die Ostererzählungen: keine Geschichte hat in der Ikonographie mehr Resonanz gefunden als die Erzählung vom Weg nach Emmaus, auf dem sich der Fremde zugesellt, der sich dann als der

Frühchristliche Hoffnungsspiritualität	<p>Auferstandene offenbart. Und der dann aus der Rolle des Gastes in die des Gastgebers überwechselt.</p> <p>Die biblische Gastfreundschaft stellt also eine Sozialform frühchristlicher Hoffnungsspiritualität dar. In dieser neuen Exodusgemeinde, die sich unter die Heiden zerstreut, ist die Gastfreundschaft ein Ausdruck der Solidarität „in der Trübsal und im Ausharren auf das Kommen des Reiches in Jesus Christus“ (Offb 1,9). Sie wird nicht nur als Tat der Barmherzigkeit, sondern — darin — als Chance der Gottbegegnung begriffen, wobei in großer Freiheit offenbleibt, ob Gott in der Gestalt des Fremden oder in der Gestalt des Gastgebers erscheint — wie in den Gleichnissen Jesu, wo er die Fremden, Armen und Krüppel von den Landstraßen hereinholt (Lk 14,21f) oder den Knechten, die er bei seiner Wiederkunft wachend findet, verheißt, er selber werde „sich gürtet, sie Platz nehmen heißen und selber umhergehen und sie bedienen“ (Lk 12,37), wie das Jesus in der Stunde seines Abschieds tat (Joh 13,1—15).</p>
Gott als Fremder und Gott als Gast	<p>Begreifen wir, daß uns mit dem Wegbrechen der Gastfreundschaft in unserer Gesellschaft eine elementare Chance verlorengegangen ist, Glaubenserfahrung zu machen? Daß sich nicht nur die Chancen vermindert haben, einander spontan und kreativ zu begegnen, sondern auch einem Gott, der nicht von uns selbst erdacht und gemacht ist, nicht Gott nach unserem Bild und Gleichnis, nicht wieder nur der Familiengötze, der auf unserem Hausaltären Platz hat? Deshalb ist das Hören so entscheidend für die Seelsorge, nicht nur als Ausdruck der Bereitschaft wahrzunehmen, was dem anderen fehlt, sondern auch als Haltung des Gehorsams gegenüber Gott, der mir im anderen begegnet.</p>
Gastfreundschaft statt Spezialisierung	<p>Indem Seelsorge sich so in der elementaren Praxis christlicher Gastfreundschaft begründet, hilft sie dem Seelsorger, der Versuchung zu widerstehen, sich im neuen Aufgebot professioneller Lebensberater und Krisenspezialisten als Spezialist für religiöse Malaisen zu profilieren. Was die Seelsorge auszeichnet, ist weder ein besonderes methodisches Repertoire, noch der finanzkräftige kirchliche Apparat im Hintergrund, sondern die Perspektive der Hoffnung, die sie in die Erfahrung der „Trübsal“ (Offb 1,9) einbringt und durch die solche Trübsal dann „erträglich“ wird (im Sinne der <i>hypomone</i> = Aushalten, Darunterbleiben, Ausharren!). Indem Seelsorge sich von der christlichen Grundhaltung der Gastfreundschaft her legitimiert, widersteht sie dem Spezialisierungstrend und demaskiert ihn als Ideologie: der Mensch der Zukunft</p>

wird gerade deshalb und dann verkommen, wenn er nur noch Spezialisten begegnet.

3. Praktische Perspektive

3. Seelsorge als Gastfreundschaft vermag den seelsorglichen Alltag zu inspirieren, denn sie ist bis in konkrete Verhaltensalternativen hinein konkretisierbar: sie versteht sich als rezeptive, freiraumschaffende, befristete Weise der Zuwendung zum Nächsten.

a) Aufnahmebereite Seelsorge ...

Gastfreundliche Seelsorge müßte eine *aufnahmebereite Seelsorge* sein. Ich habe nicht den Eindruck, daß wir dies schon begriffen hätten. Zur Illustration zwei Beispiele: Auf dem Faltblatt am Eingang der St. Peter Church in der City von New York las ich im September 1979:

„Dies ist Gottes Haus. Komm herein, mach es zu Deinem! Die Leute von St. Peter laden Dich herzlich ein, hier zu verweilen, um zu beten und nachzudenken. Du bist auf der Suche nach einem erfüllteren Leben; verbünde Deinen Glauben mit dem unseren.“

Beim Betreten der Marienkapelle in der City von Würzburg im September 1980 lese ich:

„Die Marienkapelle ist ein Gotteshaus, kein Museum! Die Würde des Gotteshauses gebietet: Ehrfurcht, größte Ruhe, anständige Haltung! Umhergehen während des Gottendienstes ist untersagt!“

Wie mag es einem Fremden gehen, der, vom überfüllten Marktplatz kommend, arglos den Fuß in diese Kirche setzt — und das sind viele Tausende in einem Jahr!

... statt Anpassung an eine verwaltete Welt

Entsprechend ist der Eindruck beim Betreten eines durchschnittlichen Pfarrhauses — Pardon: Pfarrbüros. Falls man nicht vor dem überfüllten Schreibtisch der Sekretärin abgefertigt, sondern tatsächlich in ein Sprechzimmer hineinkomplimentiert wird, ist auch dies in aller Regel ein Ausbund an Ungastlichkeit: uralter, ererbter Wohnzimmertisch oder billigste Kaufhofstühle, gehäkelte Tischdecke oder Resopalplatte, stapelweise Heftchen, alte Bistumsblätter, neues Gotteslob, in der Ecke die Abziehmaschine für das Pfarrblatt; auf dem Tisch der überdimensionale Aschenbecher der Baufirma, die vor 15 Jahren das Kirchendach reparierte. Der Pfarrer wühlt in Abrechnungen oder diktiert einen Brief an das Ordinariat, die Aktentasche für die nächste Religionsstunde unterm Arm. Seine nervösen Augenbrauen verraten: „Was immer Du auf dem Herzen haben mögest, lieber Christ, fasse Dich kurz; wir sind hier vollbeschäftigt! Womit, fragst Du? Mit Akten, wie Du siehst! Mit der verdammtten Verwaltung, die uns Seelsorger kaputt macht ...“ Kein Wunder, daß sich ein Fremder hier als-

bald aus dem Staub macht. Man muß an Joh 1,11 denken: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ — Gastfreundliche Seelsorge ist eine energische Alternative zu der tödlichen Hektik, die wir noch immer durch den sogenannten Priestermangel rechtfertigen zu können glauben, die aber in Wahrheit nichts anderes ist, als die schreckliche Gestalt kirchlicher Anpassung an unsere verwaltete Welt.

Wo bleibt die Gastfreundschaft gegenüber Gastarbeitern und Touristen?

Gastfreundliche Seelsorge ist rezeptiv, je mehr unsere gesellschaftliche Umwelt possessiv und expansiv wird. Gastfreundliche Seelsorge ist keine vertraute Idylle, sondern hat Auswirkungen auf Haushaltspläne und Prioritätslisten, denn sie fragt beharrlich, ob wir die Millionen Fremdarbeiter, die inzwischen unter uns leben und die wir gewiß mit Seelsorgern ihrer Heimatländer zu versorgen bemüht waren, wirklich bei uns aufgenommen haben. Ganz zu schweigen von den Angehörigen fremder Religionen, die unter uns leben. Wo steht ein Pfarrsaal bereit, daß Türken oder Pakistani dort ihren Gebets-teppich ausrollen? An Herbergsraum fehlt es den Kirchen in der Bundesrepublik ja wahrhaftig nicht⁷! Oder ist es besser, wenn die Religiosität dieser Moslems im säkularisierten Milieu unserer Industriestädte lautlos zerbricht?

Und wieviel Aufmerksamkeit und Zuwendung gewähren wir den Fremden, die als Touristen im Sommer durch unsere Kirchen stolpern? Wir trommeln das Geld zusammen für kostspielige Renovierungen, aber dazu, daß, wie in den ärmsten romanischen Dorfkirchen Frankreichs, ein Tonband mit Flötenmusik aus dem Frühbarock den Eintretenden grüßt, oder eine Choralmelodie ihm den Raum erschließt, dazu reicht unsere Phantasie nicht aus⁸. Wir sind so vollbeschäftigt mit uns selber, so verunsichert durch die Haltung der sogen. „Kirchenfremden“ (mit allen Anzeichen unterschwelliger Aggressivität), daß wir schon gar keinen Blick mehr für die wirklich Fremden haben, die Jugendlichen in den Teestuben und Diskotheken, für die psychisch Abnormen, für die seelisch Heimatlosen, die wir im Grunde nur zu gerne den psychischen Herbergsvätern unserer Gesellschaft überlassen, den Psychotherapeuten und Beratern, deren über-

⁷ Von einem Versuch in dieser Richtung berichtet *Chr. Elsas*, Ausländische Arbeitnehmer als Gäste christlicher Kirchengemeinden in Berlin, in: *Theologia Practica* 15 (1980) 18–27; als innovatorisches Element der Gemeindearbeit eines ganzen Jahres erweist sich das Bemühen um die ausländischen Arbeitnehmer bei *Schulz*, a.a.O. 31, 44, 57, 79, 123, 130.

⁸ Vgl. *R. Zerfuß*, Die Kirchenführung in der Urlauberseelsorge, in: *Diakonia* 8 (1977) 167–178.

füllte Wartezimmer und Wartelisten uns andererseits mißmutig machen.

b) Freiräume durch
Zuwendung

Seelsorge, die sich als Gastfreundschaft begreift, ist eine *freiraumschaffende Weise der Zuwendung* zum andern. Freiräume zu schaffen in unserer hektischen, besetzten und verplanten Welt ist nicht nur ein Kunststück, sondern ein Wunder im theologischen Verständnis: ein Akt der Austreibung der Dämonen. Denn die Dämonie unserer Terminkalender besteht darin, daß wir das gesamte Leben zunächst auf den Terminkalender antizipieren, so daß das Leben selber zu einem Aufarbeiten der Termine mißrät, ohne daß wir noch bemerken, wie sehr wir in solcher Planungsarbeit nur den status quo fortschreiben: für wirkliche Innovationen, für wirkliche Einbrüche des Fremden, für echte Überraschungen ist kein Raum mehr. Für Henri Nouwen sind darum die Termine gefährlicher als die aktuelle Überbeschäftigung⁹. In dieser unserer besetzten und verplanten Welt einen Freiraum für den andern zu schaffen ist nur mit der Anstrengung eines Polizisten vergleichbar, der inmitten einer Menschenmenge, die in Panik geraten ist, versucht, für einen Ambulanzwagen Platz zu schaffen, damit er das Unfallzentrum erreichen kann. „Das eigentliche Paradox der Gastfreundschaft besteht also darin, daß sie einen leeren Raum zu schaffen vermag, allerdings nicht eine ängstigende Leere, sondern eine freundliche Leere, wo der Fremde eintreten und Platz nehmen kann, frei ist, zu reden oder zu schweigen, frei seine eigene Geschichte zu erzählen, seine eigene Sprache zu sprechen, sein eigenes Lied zu singen, seinen eigenen Tanz zu tanzen, frei auf die Stimme in sich selbst zu hören und schließlich auch wieder aufzubrechen, um seinem eigenen Ruf zu folgen. Darum ist das holländische Wort für Gastfreundschaft ‚Gastvryheid‘, d. h. es geht darum, dem Gast eine Freundschaft anzubieten, ohne ihn zu binden, und eine Freiheit, ohne ihn allein zu lassen“¹⁰.

Gastfreundschaft und eine an ihr orientierte Seelsorge sind nicht dazu da, die Leute zu ändern, sondern ihnen einen Raum anzubieten, in dem Veränderung für sie möglich wird. „Sie geleitet den Gast nicht in eine Ecke, wo keine Alternativen bleiben, sie ist auch keine raffinierte Form, andern Leuten gute Bücher unterzujubeln, nicht eine Methode, unsern Gott und unsern Weg zum Maßstab für das Glück anderer zu machen, sondern ein An-

⁹ „Pre-occupation is a greater stumbling block than occupation. So the first thing we need is an open receptive place where something can happen to us.“ (Nouwen, a.a.O. 52 f).

¹⁰ Nouwen, a.a.O. 51.

Die Gefährlichkeit
der Termine

gebot und eine Hilfestellung für sie, ihren Gott und ihren Weg zu finden“¹¹. Die lieben uns, die uns helfen, unseren eigenen Weg zu finden (Amerikanisches Sprichwort).

Darum ist gastfreundliche Seelsorge jedoch alles andere als permissiv. Im Gegenteil, weil sie dem andern die Entscheidung nicht abnimmt, sondern zumutet, ist gastfreundliche Seelsorge durchaus konfrontierende Seelsorge¹².

c) Ein zeitlich
befristetes Angebot

Gastfreundliche Seelsorge nimmt den andern ernst und ist darum *ein zeitlich befristetes Angebot*. Auch hier haben wir umzulernen: nicht endloses Herumsitzen bringt den anderen dazu, am Ende vielleicht doch noch auszupacken, sondern die klare, ihn auf seine Freiheit hin ansprechende Begrenzung des Zusammenseins. Das war in der antiken Gastfreundschaft selbstverständlich. Daher gibt es in vielen Variationen das Sprichwort: „Ein Fisch und ein Gast beginnen nach drei Tagen zu stinken“. Und in Tansania sagt man noch heute: „Nach dem dritten Tag drücke deinem Gast eine Hacke in die Hand“, d. h. mache ihn auf seinen eigenen Teil der Verantwortung aufmerksam: er muß jetzt entweder seiner Wege gehen oder zum gemeinsamen Unterhalt beitragen. Entsprechend wird auch im heutigen Beratungswesen überall auf eine strenge zeitliche Begrenzung geachtet; sie bewahrt nicht nur den Berater vor physischen und psychischen Überforderungen, sondern ist vor allem eine Hilfe für den Ratsuchenden, zur Sache zu kommen und sein Problem nicht endlos auf die lange Bank zu schieben.

Gastfreundliche Seelsorge ist ebenso unsentimental: sie läßt sich nicht in faule Spiele verstricken, sondern konfrontiert den andern gerade auch durch die zeitliche Befristung damit, daß er selbst Subjekt seiner Lebensgeschichte ist, berufen und durch die Treue Gottes ermächtigt, auf eigenen Füßen zu stehen und seiner eigenen Wege zu gehen. Noch die Festigkeit, mit der ich den andern verabschiede, ist ein Ausdruck meines Glaubens und meiner Hoffnung, daß er mehr Möglichkeiten hat, als er ahnt, weil der Gott mit ihm ist, der uns für eine Weile zusammgeführt hat, weil bei ihm nichts unmöglich ist.

Wie also
gastfreundliche
Seelsorge lernen?

Bleibt zum Schluß die Frage, wie gastfreundliche Seelsorge zu erlernen sei. Soviel ist gewiß: Wer niemals Gast war, kann auch kein guter Gastgeber sein. Ist unsere Kirche vielleicht deshalb so wenig gastfreundlich, weil sie es gänzlich verlernt hat, Fremdling zu sein? Ich den-

¹¹ Ebd.

¹² Nouwen, a.a.O. 69.

Mut zur
Begegnung
mit den Fremden

ke, in dieser Richtung sollten wir die ersten Schritte tun. Wenn es wahr ist, daß die Kirche heute wieder auf dem Weg in die Diaspora ist, dann könnte es uns helfen, an den geistlichen Erfahrungen der alten Kirche anzuknüpfen und eine neue Kultur der Begegnung mit den Fremden zu wagen, und das geht nicht ohne den Mut, selbst fremdes Terrain zu betreten. Dieser Mut wird uns zunehmend abverlangt: in der modernen Schule genauso wie im modernen Krankenhaus, in den Medien und im Tourismus befinden wir uns auf exterritorialem Gelände. Vielleicht ist es wichtig, von der Frömmigkeit des Mönchtums der alten Kirche zu lernen, daß das Leben in der Fremde eine Gestalt der Nachfolge Christi sein kann. „Es ist wertvoller, Fremdling zu sein, als Fremde aufzunehmen“ sagt solch ein Väterspruch. Warum wohl? Weil man das Schicksal des Fremdlings Jesus teilt, der seine Jünger gleich bei der Berufung darauf hinweist, jeder Fuchs habe seine Höhle und jede Schwalbe ihr Nest, aber er habe nichts, wohin er sein Haupt legen könne (Mt 8,20).

Ob die Macht seines Wortes nicht wesentlich mit dieser seiner Ohnmacht zusammenhängt? Haben wir schon genug durchdacht, daß Jesus nie aus der Position des Hausherrn, sondern immer aus der Ohnmachtsposition des Gastes heraus gesprochen hat: im Haus des Petrus, bei der Hochzeit zu Kana, im Hause des Lazarus, des Pharisäers Simon und des Zöllners Zachäus? Ob nicht auch das Wort der Kirche mehr Glaubwürdigkeit und Kraft gewinnen könnte, wenn sie hier mutiger auf der Spur Jesu bliebe und sich selber denen anvertraute, zu denen Jesus sie schickt: „Geht eurem Auftrag nach! Ich sende euch wie Schafe wehrlos mitten unter die Wölfe. Tragt keinen Vorratsbeutel mit euch, keinen Reisesack und kein zweites Paar Schuhe und haltet euch bei niemandem am Wege auf. Wenn ihr in ein Haus tretet, dann sprecht: Friede sei diesem Hause“ (Lk 10,3—5)¹³.

Vielleicht fangen wir ganz bescheiden damit an, uns im Urlaub mehr hinauszutrauen, weniger den sicheren Routen der Reisebüros und dem Komfort ihrer Hotels zu vertrauen als der Gastfreundschaft von Menschen und Gemeinden, die uns begegnen möchten, mit uns sprechen und mit uns teilen, damit wir uns wechselseitig beschenken mit dem, was wir leben, wissen und hoffen.

¹³ Pfarrer Franz Jantsch „entdeckte“ die Seelsorge als Gastfreundschaft in seiner pastoralen Praxis; vgl. seine Beiträge „Das Wunder von Kana“, in: *Der Seelsorger* 29 (1959) 170 ff. und „*visitare necesse est*“, ebd. 33 (1963) 448 ff.: „Wir sollen die Leute nicht nur in ihren Wohnungen aufsuchen, sondern sie zu uns kommen lassen.“ Die andere Seite der Medaille ist ja der Hausbesuch; vgl. dazu auch *Hans van der Geest*, *Der Hausbesuch als Kennzeichen der Seelsorge*, in: *Diakonia* 10 (1979) 292—301.